

Mariologie

Laurentin, René: Das Leben der heiligen Katharina Laboure, Gratia-Verlag, Graz 2007, ISBN 978-3-9502316-0-1, 367 S., Euro 24,80.

Die von Sr. Vianney Wimmer übersetzte *Vie authentique de Catharine Labouré* will eine einfache, aber historisch zuverlässige Biographie bieten; der Autor, bekannter Mariologe und Dokumentensammler, garantiert ihre Zuverlässigkeit.

Katharina verlor mit 9 Jahren ihre Mutter, die von der Arbeit auf dem großen Bauernhof und von den 17 Schwangerschaften – nur 10 Kinder überlebten –, verbraucht war. Der Vater wollte ursprünglich Priester werden, war aber daran durch die Terrorherrschaft der Revolution gehindert. Die älteste Schwester führte zunächst den Haushalt, einige Kinder wurden bei Verwandten aufgenommen; mit zwölf Jahren übernahm Katharina die Verantwortung für den Haushalt, als die Schwester bei den Barmherzigen Schwestern eintrat. Das Wirken der Gnade ist erstaunlich, denn Katharina schloss sich nicht den »Ablenkungen« der übrigen Mädchen an und fand trotz der harten Arbeit und trotz der Priesternot (kein regulärer Sonntagsgottesdienst!) täglich Zeit zum privaten Gebet in der 3 km entfernten Kirche. Sie »fand ganz allein hin zum Gebet, zum Fasten und zum Besuch der Kranken« (40). Ein Traumerlebnis bestärkt sie in ihrer Berufung. Mit 18 Jahren nimmt sie Unterricht in Châtillon. Ein Priester legt die Traumgestalt als den hl. Vinzenz aus, dessen Bild sie dann bei Schwestern sieht. Katharina will eintreten, aber der Vater sperrt sich dagegen; so kehrt sie auf den Hof zurück und wartet ihre Volljährigkeit ab. Inzwischen erlaubt er ihr, den Bruder Karl, der in Paris einen Wein- und Flaschenhandel betreibt und dessen Frau gestorben ist, auszuheilen. Als er wieder heiratet, kehrt sie nach Châtillon zurück, um ihre Schulbildung voranzutreiben. 1830 wird sie bei den »Töchtern der christlichen Liebe« aufgenommen. Nach dem Postulat geht sie nach Paris, Rue de Bac.

Es begann das Seminar, d. h. das Noviziat. Aus dem Tageslauf ragt besonders das Ereignis der »Übertragung der Reliquien des Herrn Vinzenz« heraus, zu dem ganz Paris, die kirchliche und politische Prominenz und 1.000 Töchter der göttlichen Liebe mit Waisenkindern auf den Beinen waren: Für die junge Novizin war es das begeisternde Anfangserlebnis im Orden, zumal sie den hl. Vinzenz als Begleiter auf ihrem Lebensweg spürte. Unter der Rubrik »Die Erscheinungen (April – Dezember 1830) wird dann in Visionen (denn in Wirklichkeit war das Herz in Lyon und nicht im Pariser Reli-

quienschrein, wie Katharina annahm) das Herz des hl. Vinzenz geschaut, und zwar in verschiedener Färbung (fleischfarben: Menschwerdung; feuerrot: die Liebe; dunkelrot: Vorzeichen für Zusammenbruch der alten religiösen Welt), der Beichtvater rät ihr, diese Erscheinungen zu vergessen. Ebenso wenig Gehör findet sie bei ihm, als sie Jesus durch die Gestalt der Hostie hindurch erblickt. Am 18. Juli erfolgt dann die Marienerscheinung. Ein Kind (Schutzengel?) führt nachts K. in die Kapelle; sie spricht von der schönsten Zeit ihres Lebens. Das Ereignis könnte ein Traum sein (vgl. Ähnlichkeiten mit Apg 12,6ff.), aber K. betont, nicht geträumt zu haben. Die hl. Jungfrau mahnt größere Regeltreue an, sagt den Zusammenschluss zweier Gemeinschaften voraus und ist traurig über kommende Verfolgungen. Der Beichtvater bleibt diesen Mitteilungen K.s gegenüber weiterhin skeptisch, wird aber nachdenklich.

Vier Monate später, am 27. Nov. abends wird K. wiederum Trägerin einer bestimmten Weisung, nämlich eine Medaille prägen zu lassen mit dem Bild der Unbefleckten, von der Strahlen ausgehen, als »Symbol für die Gnaden, die Maria für die Menschen erwirkt«. Rund um das Bild der Text einer Anrufung. Der Beichtvater forderte sie auf, nicht mehr darauf zurückzukommen. Im Dezember 1830 war dann die dritte, die letzte Erscheinung. K. Stand in der Zwickmühle, der Erscheinung zu gehorchen (d. h. die Medaille prägen zu lassen!) oder dem Beichtvater, der damit nicht mehr befasst werden wollte. Sie gibt ihr Geheimnis nicht preis, was auf den Beichtvater starken Eindruck machte.

Ab Februar 1831 hält sich K. am Hospiz Enghien auf, wo sie in Küche, Garten und Hühnerhof beschäftigt ist. Der Kampf mit dem Beichtvater geht weiter. »Die selige Jungfrau ist unwillig«, wagt sie ihm zu sagen. Nun wird er selber beunruhigt. Schließlich wird die Angelegenheit dem Erzbischof vorgetragen, der sich aufgeschlossen zeigt. 1832 werden die ersten Medaillen hergestellt. In der Cholerazeit geschahen nun dadurch erstaunliche Heilungen und Bekehrungen. Schon 1834 sprach man von der medaille miraculeuse. 1836 waren 15 Millionen Medaillen auf der ganzen Welt verbreitet. »Der Glaube, der so ohnmächtig schien, heilt, bekehrt, schützt«. K. gelang es dabei, vor allen, z. B. auch vor dem Erzbischof, ihre Identität zu verbergen, trotz starken Drängens. 1835 legt K. die Gelübde ab. Doch schon vorher erlitt sie einen Schock: Ihre ältere Schwester Marie Louise, für K. Vorbild und gewissermaßen Mutterersatz, verließ das Kloster.

K., gewürdigt durch die nach außen unbekanntenen Erscheinungen und irdische Initiatorin der wunder-tätigen Medaille war nicht nur eine fromme Or-

denschwester: Die frühere Wirtschafterin auf dem väterlichen Bauernhof hatte Kühe, womit sie die Alten mit frischer Milch versorgen konnte, Hühner, Hasen, Schweine und Tauben. Die wirtschaftliche Bilanz lässt sich durchaus sehen. Mit Güte und Klarheit dirigiert sie die alten Männer im Hospiz, war freundlich zu den Armen, hielt Kontakt zu ihren Verwandten und nahm an ihrem Schicksal Anteil: Am einsamen Tod des Vaters und der nach Jahren erfolgten Rückkehr der älteren Schwester Marie Louise, am Leben und gottergebenen Sterben der Brüder, Neffen usw. Sie erlebt ferner einen neuen Glaubenseifer in der Gemeinschaft. Nach den Worten des Generalsuperiors (aus dem Jahr 1855) begann die neue Ära »in der Kapelle des Mutterhauses der Töchter der christlichen Liebe« mit der Erscheinung Marias; »es war die Geburtsstunde der Wundertätigen Medaille«. Viele Eintritte ermöglichten eine weltweite Ausdehnung. Die Verbreitung der Wundertätigen Medaille geht in die Milliarden. Die Bekehrungen häufen sich. Katharina darf das alles wahrnehmen. Sie ist geistliche Mitte von Reuilly (wenn auch nicht Oberin); bei allem fallen die Demut und Selbstlosigkeit K.s auf. Es gelang um die 50er Jahre K. immer weniger, ihr Inkognito aufrecht zu erhalten.

Wollte K. mit der Erneuerungsbewegung die Folgen der Revolution überwinden? Jedenfalls suchte sie in Paris die offizielle Errichtung eines Kreuzes auf einen Kalvarienberg; das Konzept wurde nicht durchgeführt. Sie dachte, Lourdes mit den Wundern wäre nur gekommen, weil eine solche Entwicklung in der Rue du Bac von den Obern nicht erlaubt worden ist.

»Der Krieg und die Kommune (Juli 1870–Juni 1871) zeigt die Schwierigkeiten während des deutsch-französischen Krieges im belagerten und von Kummunanden beherrschten Paris. Diese brechen ins Kloster ein. K. beweist ihre Führungsqualitäten. Mit der Vorhersage (ein Traum?): Die hl. Jungfrau wird uns beschützen, weckt sie Ruhe und Selbstvertrauen. Die »Bürgerinnen« wollen die Schwestern aus der Schule verdrängen. K. ist ruhender Mittelpunkt und verteilt die allgemein angenommene Medaille. Aber auch der von K. vorhergesagte Tod des Erzbischofs und anderer Priester trat ein. Die Schwestern bleiben unverletzt.

Das 7. Kapitel (»Die letzten Jahre oder Zeit des Aufstiegs (1871-1876) handelt von der Rückkehr K.s in das Hospiz, an ihre gewohnte Arbeitsstelle (Hühnerhof, Pforte). Sie ist Bezugsperson für die jungen Schwestern, doch ist ihr Rat bei den Obern wenig gefragt. Immer wieder wird von Vorhersagen K.s berichtet, die auch eintreffen; sie konnte wohl auch in der Seele lesen.

K., die die Medaille prägen ließ, hatte die letzten Jahre immer mehr eine Sorge: Die Darstellung der Jungfrau mit der Weltkugel, wie sie ursprünglich gesehen wurde. Aber die andere Darstellung auf der Medaille war schon verbreitet. Im Sommer 1876 wurde sie endlich angefertigt. Diese Darstellung erreicht zwar nicht die Bedeutung der Medaille, aber doch ikonographischen Gehalt: Maria hebt vor sich die Weltkugel hin, eine Geste des Schutzes und der Aufopferung, während die Medaille vor allem die Ausspenderin der Gnaden zum Ausdruck bringen will. Nachdem man diese Statue aufgestellt hat, kam K. zur inneren Ruhe. Aladel hat diese Darstellung vermieden. K. hat diese Ablehnung vierzig Jahre wie ein Martyrium erlitten.

Am 31. 12. 1876 ist Katharina gestorben. Ihre Prophezeiung, dass man keinen Leichenwagen brauchen wird, geht in Erfüllung, denn sie wird im Gewölbe unterhalb der Kapelle beigesetzt. Dort geschehen schon bald Wunder. Die Oberin Dufès schreibt einige Tage nach K.s Tod: »Wir sind glücklich, dass wir ihre kostbaren Überreste bei uns haben dürfen. [...] Da lernen wir wieder, wie die Heiligen sterben, mit welchen Gesinnungen des Vertrauens und der Freude man diesen letzten Moment kommen sieht, wenn man es verstanden hat, für Gott zu leben und nur für ihn allein« (S. 288).

Das Abschlusskapitel: »Die Heiligkeit Katharinas« behandelt »die Wirklichkeit ohne Schminke«, d. h. ohne die herkömmliche Heiligkeitsvorstellung. Historiker waren z. T. leidenschaftlich gegen ihre Heiligkeit wie auch dafür. Der Druck des Rationalismus wirkt sich besonders gegen Erscheinungen und gegen Materialisierungen in der Medaille aus. Sie wird im Lexikon der christlichen Archäologie und Liturgie flüchtig unter »Amulett« erwähnt, also unter Aberglauben (vgl. dagegen das Marienlexikon). Die Medaille ist dagegen eine »demütige Darstellung des Geheimnisses, eine winzige Ikone [...] eine Konzentration der Botschaft« (293). »Die demütige Aufgabe der Medaille ist [...] eine Bibel der Armen«. Auch die blutflüssige Frau (Lk 8, 43ff.) ist durch den »materiellen« Saum des Kleides geheilt worden. Neben den Erscheinungen, Visionen und Träumen sind noch die Prophezeiungen zu nennen, auch wenn sie nicht immer wortwörtlich zuverlässig waren. Der Vf. prüft die einzelnen Berichte (296ff.). Er erwähnt aber auch die Charismen des Alltags, den Armediendienst, die Demut. Interessant sind die morphopsychologischen Ausführungen (305ff.). Das »seelische Porträt« (310ff.): Die Mitschwester sprechen ihr eine lebhaft, zuweilen explosive Art zu, wobei Katharina schnell und überraschend zur »absoluten Ruhe« kam (310). Sie war freimütig, großmütig, aber auch

diskret, gegen einen »intellektuellen Uberbau« von Schwestern, die noch nie einen Kranken gepflegt haben. Sie wusste ihre lebhaftige Natur den Forderungen der Liebe dienstbar zu machen. An Problemen des Gemeinschaftslebens litt sie, ließ sich aber dadurch nicht die innere Freiheit nehmen. Der Autor handelt dann von Katharinas Tugenden, von den menschlichen Beziehungen (Familie, Gemeinschaft, Freundschaften, junge und neu ankommende Schwestern, Angestellte, Marienkinder, Kinder, Greise, die Armen): In einem Rückblick über die verschiedenen Begegnungen wird die Art Katharinas, ihre Freundlichkeit und Güte, ihre Gelassenheit) punktuell geschildert. Schließlich werden die »Beziehungen zum Himmel hin« angesprochen, Gebet, Vinzenz, Maria, Christus/Kreuz. Den Abschluss bildet eine Zeittafel.

Insgesamt handelt es sich um eine sehr instruktive, einfühlsame, empfehlenswerte Biographie, die an das Leben der hl. Katharina Labouré heranführt, in der eine schon in der Kindheit grundgelegte Berufung zur Heiligkeit ohne Brüche und Risse (wenn auch nicht ohne Kreuz) zur Vollendung gereift ist. Sie war geführt von der Gnade. Die häufigen Bebilderungen machen den Text anschaulich und werden vom Leser dankbar angenommen. Die Ausführungen sind leicht verständlich, mit wörtlichen Zitaten durchsetzt. Allerdings scheint das 6. Kapitel (»Der Krieg und die Kommune«) für einen Leser, der mit der politischen Geschichte Frankreichs weniger vertraut ist, manchmal erklärungsbedürftig. Auch diese Heiligengeschichte lässt die Nähe der Gnade Gottes spüren. Deshalb sollte sie gelesen werden.

Anton Ziegenaus, Augsburg

Dogmatik

Resch, Andreas: Wunder der Seligen 1991–1995, Resch-Verlag, Innsbruck 2007, ISBN 978-3-85382-079-7, 658 S.

Seit dem Deismus des 18. Jahrhunderts hat die Exegese große Schwierigkeiten mit den Wundern und diese Nöte setzen auch einem heutigen Prediger zu. Nach W. Kasper werden Naturwunder als historisch nicht geschehen verstanden, obwohl er dann das Grab Jesu für leer hält. Um die im NT berichteten Wunder nicht vollends streichen zu müssen, werden sie als Überwältigungstherapie erklärt (etwa bei Fieberkranken), wobei dann noch hinzugefügt wird, dass wir keine zuverlässige Diagnose über die Krankheit der damals Geheilten besitzen. Aussatz könnte vielleicht auch eine Hautkrankheit gewesen sein. Andere Wunderberichte

werden z. B. als Überbietungstopoi interpretiert: Sie wollen nur aussagen, dass Jesus mehr ist als Elias oder Elisäus, von denen auch Vermehrungswunder und dgl. überliefert sind.

Die Wunder sind jedoch nicht auf die Person Jesu beschränkt. Jesus verheißt den Jüngern eine Heilungsvollmacht (vgl. Mk 16, 17f) und die Apostelgeschichte belegt die Wundertätigkeit der Apostel »im Namen Jesu«. W. Schamoni belegt nun, dass Heilige alle die im NT für Jesu bezeugten Wunder gewirkt haben. Aber diese Glaubensstütze wird heute nicht zur Kenntnis genommen. Warum nicht? Katholische Theologie und Pastoral sind wohl von der Evangelischen angekränkt. Diese lehnt jeden Heiligenkult ab, ebenso die besondere Verehrung Mariens; so ist ihnen z. B. Lourdes fremd, wo viele bestens dokumentierte Krankenheilungen stattgefunden haben. So wird die Schrift, auf die man sich so gern beruft, dem Leben entfremdet, hängt in der Luft und muss uminterpretiert werden. Prof. DDr. Andreas Resch hat neben dem oben genannten Werk schon mehrere Bände zu den Wundern herausgegeben, die von der Katholischen Kirche als Voraussetzung für Selig- und Heiligsprechungen verlangt werden. Er ist Professor für klinische Psychologie und Paranormologie an der Academia Alfonsiana in Rom und hat in vielen Ländern Gastvorlesungen über Themen aus dem Bereich der Grenzgebiete gehalten.

Im vorliegenden Band, einer Übersetzung des italienischen Originals, wird zunächst in einer Einführung (S. 1–19) ein Überblick über die kirchlichen Bestimmungen und die Verfahrensweise zur Prüfung der Wunder behandelt. Dann werden 59 zwischen 1991 und 1995 von Johannes Paul II. kanonisierte Selige behandelt. Von jedem oder jeder Seligen wird ein farbiges Bild beigelegt. Dann folgt eine 2–3-seitige Biographie und schließlich der Bericht über die Sitzung der Consulta Medica, einer Expertenkommission von Ärzten, die über die Außernatürlichkeit der Heilung zu befinden hat. Aus diesen Protokollen geht die Art der Krankheit hervor; auch früher vorgelegte, inzwischen weiter geprüfte Stellungnahmen werden berücksichtigt. Schließlich wird im Decretum super Miraculo das Urteil der Theologenkommission und der Kardinäle und Bischöfe festgehalten.

Was die Art der Heilung betrifft, so werden in den konkreten Fällen nur körperlich-organische Krankheiten berücksichtigt, also nicht psychische Erkrankungen wie Depressionen. Eine Heilung in der Weise der o.g. psychischen Überwältigungstherapie wird also nicht anerkannt. Allerdings wird dieses Kriterium der »Handgreiflichkeit« der Krankheit bzw. der Heilung, das von der Ärzte-